

Einatmen. Ausatmen.

Wenn Söhne langsam erwachsen werden: Das Leben als Mutter hält seine eigenen Freuden, Sorgen und Verwirrungen bereit.

VON MILENA MOSER

Wo willst du denn jetzt schon wieder hin?“ „Ich geh mit einer Freundin essen.“ „Ah ja? Kenn ich sie?“

So weit ein typischer Dialog zwischen einem 15-Jährigen und seiner Mutter. Nur dass es in diesem Fall der Sohn ist, der die strengen Fragen stellt.

„Willst du etwa so aus dem Haus gehen?“

„Warum denn nicht?“

„Weil man ALLES sieht!“

Ich mache zwei Knöpfe zu. Nicht genug. Er reicht mir einen grauen Pullover, den ich über mein Kleid streife und im Auto wieder ausziehen werde. Nein, ich bin keine dieser ewig jungen Kumpelmütter, die Teenagerklamotten tragen und dieselben Lokale aufsuchen wie ihre Kinder. Weit davon entfernt. Dass meine Söhne während der Pubertät geradezu talibanähnliche Moralvorstellungen entwickeln würden – natürlich nur, was mich angeht –, darauf war ich nicht gefasst gewesen.

Zum Glück erlebe ich das nicht zum ersten Mal. Mein älterer Sohn ist 22, wach, aufmerksam, umgänglich – was man „gut herausgekommen“ nennt. Gedankenlos wird mir zu dieser Tatsache gratuliert, als sei sie mein Verdienst.

Ich weiß es besser.

Vor sieben Jahren gab es zwei Fixpunkte in seinem Leben: Videokonsole und Wasserpfeife. Er log, stahl, brach

Abmachungen und Versprechen. Ich nahm das Telefon nicht mehr ab, aus Angst, es könnte wieder die Schule sein oder die Polizei. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, was jetzt das Richtige war. Ich redete, verhandelte, diskutierte.

Ich strafte, ich verbot. Ich stand nachts am Fenster und wartete, ich weinte. Ich kämpfte. Suchte nach dem Jungen, den ich kannte. Irgendwo unter diesen übergroßen Gangsta-Klamotten, den künstlichen Dreadlocks musste er sich verstecken.

Manchmal zeigte er sich unverhofft: spielte mir Musik vor, erzählte von einem Mädchen, ließ sich beim Kleiderkauf beraten. Er lud mich ins Kino ein, in den damals gerade erschienenen Film über Eminem. „Ich dachte, das interessiert dich, der schreibt doch auch!“ Als sich eine Sexszene ankündigte, schickte er mich fürsorglich raus: „Das ist nichts für dich.“ Und irgendwann tauchte er wieder ganz auf. Reduzierte seinen Drogenkonsum. Beteiligte sich an Gesprächen. Beendete die Schule.

Hatte ich das bewirkt? Mit meinen endlosen Diskussionen, meinem Interesse für Rap? „Ehrlich gesagt – nein! Ich bin einfach wieder zu mir gekommen.“ Er sagt es mit zärtlicher Nachsicht. „Der Kleine wird das auch“, beruhigt er mich. „Wirst schon sehen!“

Der Große ist es auch, den ich anrufe, wenn der Nicht-mehr-so-Kleine beim Sprayen erwischt wird, sich einen Bong

aus dem Internet bestellt, nicht von der Schule nach Hause kommt.

„Soll ich mal mit ihm reden?“

„Ja, mach das!“

Ich weiß nicht, worüber sie sprechen. Ich muss nicht alles wissen. Dass der Große findet, der Kleine sei schon okay, reicht mir. Für den Moment.



MILENA MOSER

Die Schriftstellerin Milena Moser, 1963 in Zürich geboren, landete bereits mit ihrem ersten Buch „Die Putzfraueninsel“ einen Bestseller. Ihr jüngster Roman trägt den Titel „Möchtegern“ (Verlag Nagel und Kimche). Moser hat mit ihrem Mann und den beiden Söhnen acht Jahre in San Francisco gelebt, ist aber inzwischen samt Familie ins schweizerische Möriken-Wildegg gezogen.



Nicht dass ich deshalb ausatmen könnte. Ich atme seit Jahren nicht mehr wirklich aus. Auch darauf war ich nicht vorbereitet: Dass die Verbindung zu den Kindern, diese innere Nabelschnur, auf meiner Seite immer enger wird, je weiter sie sich von mir entfernen. Im Gegenteil, ich dachte immer, wenn die Kinder größer wären, dann würde ich mehr Freiheit haben und weniger Sorgen.

Ich würde wieder mehr reisen, arbeiten, ausgehen oder, oh ja, schlafen! Stattdessen liege ich nachts wach und warte, bis ich die Tür höre. Ich habe ein schlechtes Gewissen, wenn ich weg bin, wenn ich arbeite: Was, wenn gerade jetzt etwas passiert? Wenn sie mich brauchen? Wenn ich mit Freundinnen ausgehe, reden wir, viel mehr als früher, über unsere Kinder.

Eine von ihnen schenkt mir „Living with Teenagers“ von Julie Myerson, eine Kolumnensammlung von „schockierender Ehrlichkeit“, wie es auf dem Umschlag heißt. Mich schockiert dann allerdings nicht das Verhalten der beschriebenen Jugendlichen, sondern der Ton ihrer Mutter. Sie sei wohl „smug“ (selbstgefällig) gewesen, gibt sie im Nachhinein zu, aber tatsächlich sei sie doch immer eine super Mutter gewesen, hätte alles richtig gemacht – und nun das! Nie hätte sie sich vorstellen können, dass ihre perfekten Vorzeigekinder ... ja, was denn? Eigene Persönlichkeiten entwickeln? Sich ihrem Einfluss entziehen?

Plötzlich bin ich froh, diese smugness nie gekannt zu haben, diese Gewissheit, alles richtig zu machen. Ich habe meine Kinder nie nach meinen Vorstellungen formen wollen, sondern mir vielmehr gewünscht, dass sie zu denen werden, die sie sind. Ein schöner Vorsatz – aber biete ich ihnen auch das richtige Umfeld dafür? Gebe ich ihnen, was sie brauchen? Nie ist diese Unsicherheit größer als während der Pubertät. Glücklicherweise, wer schon gelernt hat, sie auszuhalten!

Eltern von Teenagern müssen sich kritisieren, in Frage stellen, entthronen lassen. Das ist jetzt ihre Aufgabe, so wie es das Wechseln von Windeln früher war. Gleichzeitig verlangen Teenager viel Aufmerksamkeit, eine klare Haltung und überraschenderweise eine konstantere Präsenz als kleinere Kinder. Die sich nicht mehr so gut delegieren lässt und die gleichzeitig diskret sein muss. Wie die der Betreuer eines Radrennens, die mit angehaltenem Atem am Straßenrand stehen, der waghalsigen Berg- und Talfahrt zusehen, die die Pubertät ja durchaus ist, und für den Notfall Wasserflaschen und Schnellverband bereithalten.

Das alles ist anstrengend, frustrierend, inspirierend und großartig. Teenager zwingen einen wie niemand sonst, sich auseinanderzusetzen.

„Ihr Erwachsenen denkt einfach zu wenig nach, das ist das Problem!“, schrie mich der Große einmal an. Jugendliche

verbringen Stunden und Tage damit, nachzudenken, über sich, über die anderen, über das Leben, über die Welt. Während sie auf dem Bett liegen und an die Decke starren, während sie sehr laut Musik hören. Wer bin ich, was ist das für eine Welt, in der ich lebe, und was soll das alles? Sie denken nach, und sie ziehen ihre Schlüsse. Formen Meinungen und ändern sie wieder. Man kann, wenn man ihnen zuhört, sehr viel lernen.

„Du bist doch nicht neurotisch, Mama“, mischt sich der Kleine unverhofft in ein Gespräch ein. Eben noch saß er scheinbar teilnahmslos am Tisch, die Kapuze tief in die Stirn gezogen, Stöpsel in den Ohren, wippendes Kinn. Plötzlich ein glasklarer Blick. „Du bist nur Wischiwaschi. Wie Charlie Brown.“

Charlie Brown, der jedem das erzählt, was er hören will. Charlie Brown, der vor Lucy kuscht. Kein schmeichelhaftes Bild, aber auch kein ganz falsches. Und er braucht es nicht, um mich zu verletzen, er braucht es, um mich, seine Mutter, die Frau, die er mit vier Jahren noch heiraten wollte, in ihre Schranken zu weisen. Ein paar Tage später, bei einer Auseinandersetzung mit meinem Sohn, ist Charlie Brown wieder in meinem Kopf. Ich bleibe hart und sage nein.

„Ich bin stolz auf dich, Mama.“

Ich lege mich aufs Bett, ich starre an die Decke. Ich denke nach. Über mich, über ihn. Über die Ablösung, die so notwendig wie einseitig ist. Und ich atme aus.